

### 3. Der Versuch der evangelischen Missionierung

Das 19. Jahrhundert – das sogenannte „Missionsjahrhundert“ – war der eigentliche Beginn einer „sich auf der ganzen Welt verästelnden“ protestantischen Missionsbewegung (Kieser 2000: 46).<sup>1</sup> Sogar das Osmanische Reich, dessen politische und wirtschaftliche Schwäche während des 19. Jahrhunderts immer offensichtlicher wurde, konnte erstmals in seiner Geschichte von Missionsorganisationen durchdrungen werden. Eine aktive Bekehrungsstrategie war den meisten dennoch zu gefährlich. Die Missionare versuchten, ihre Ziele über den „indirekten“ (Kieser 2000: 13) Weg zu erreichen: über „Erziehung und Medizin“ (Kieser 2000: 525). Dies waren die latenten Schwächen des osmanischen Staates, der bei seinen Reformbemühungen während der sogenannten Tanzimat-Zeit (1839- circa 1876) vor allem auf die Erneuerung des Heeres und der Verwaltung zielte und die Bildungsreform dabei stark vernachlässigte. Diese „gravierende Lücke“ habe die „Verwurzelung der Missionen“ erlaubt, so Kieser (ebenda). Identisch zu Fliedners Plan der Evangelisierung des Orients (siehe Kapitel „Versuch der Missionierung am Kindergarten“) glaubten auch viele Missionsorganisationen, so zum Beispiel das American Board und die englische Church Missionary Society<sup>2</sup>, nur über die Verkündigung des Evangeliums bei „einheimischen“ orientalischen Christen Missionserfolge erzielen zu können (Kieser 2000: 49-50). Diese sollten „nach ihrer Erweckung“ zu „Zellen christlicher ‚Durchsäuerung‘ des Nahen Ostens“ (Kieser 2000: 51) werden und später durch ihr christliches Beispiel ihre muslimischen und jüdischen Nachbarn von der alleinigen Wahrheit des Evangeliums überzeugen. Während Missionare in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch keinerlei Gesetze geschützt waren, verbesserten zwei Reformerlasse, das *Hatt-ı Şerif* von 1839 und das *Hatt-ı Hümayun* von 1856, ihre Situation deutlich (Kieser 2000: 19-20).<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> Die protestantischen Missionsbewegungen nährten sich sowohl aus dem Pietismus, als auch aus der aus England stammenden Erweckungsbewegung. Sie waren von einem biblisch fundierten „Auserwähltheits- und Überlegenheitsgefühl“ geprägt und zeichneten sich durch einen „aus Kulturoptimismus, Fortschrittsgläubigkeit und Philanthropie“ zusammengefügt Aktivismus aus (Chun-Shik 2004: 107).

<sup>2</sup> Die ersten protestantischen Missionsorganisationen im Osmanischen Reich waren größtenteils britisch und amerikanisch. Das American Board [gegründet 1810 in Boston] und die anglikanische Church Missionary Society [gegründet 1799 in London] zählten dabei zu den einflussreichsten Organisationen. Sie begannen ab 1820 und vor allem ab 1830 aktiv zu werden (siehe: Fuhrmann 2006: 116; Kieser 2000: 45-52. Zum American Board: Açıkse 1999; Kocabaşoğlu 1999. Zur Church Missionary Society: Özcan 1997. Zu protestantischen Missionstätigkeiten im Osmanischen Reich: Kalderon 1992; Kieser 2000; Sezer 1999; Turan 1999).

<sup>3</sup> Mit dem *Hatt-ı Şerif* von 1839 begann in der osmanischen Geschichte eine Epoche von circa 30 bis 40 Jahre andauernden Reformen (Tanzimat), deren Ziel es war, das Osmanische Reich zu stärken. Zudem sollte westlichen Mächten gezeigt werden, dass der Staat durchaus progressiv und gegenüber Reformen aufgeschlossen war und es sich demnach lohnen würde, das Sultansreich am Leben zu erhalten.

Mit diesen Erlassen wurde unter anderem die Religionsfreiheit gesetzlich verankert, was Muslimen und Juden – sogenannte Heiden gab es so gut wie keine im Osmanischen Reich (Kieser 2000: 50) – de jure die Konversion zum Christentum ermöglichte. Ausserdem erlaubte der bereits erwähnte Sultanserlass von 1850 den Protestanten, sich selbst zu verwalten.

Warum der Kaiserswerther Missionierungsversuch am Deutschen Kindergarten trotz dieser guten Voraussetzungen auch im „Missionsjahrhundert“ scheiterte, soll am Schluss dieses dritten Kapitels analysiert werden. Erst sollen aber die Entstehung der Kaiserswerther Diakonie und ihr internationales Netzwerk etwas detaillierter zur Sprache kommen.

### *Das Mutterhaus und ihr internationales Netzwerk*

Als junger Pfarrer übernahm Theodor Fliedner 1822 die Leitung der evangelischen Gemeinde in Kaiserswerth (im Folgenden: Büttner 2006; Felgentreff 1998). Bereits in seinen ersten Amtsjahren legte Fliedner ein besonderes Augenmerk auf die Verbesserung der schlechten Zustände in den Gefängnissen. Mit weiteren Mitstreitern gründete Fliedner 1826 einen Gefängnisverein, der sich eine Reform der Strafanstalten zum Ziel setzte. Während dieser Tätigkeit lernte er auch seine zukünftige Frau Friederike Münster (\*1800-1842) kennen. Sie heirateten im April 1828. Fünf Jahre später mietete Fliedner ein Haus, wo der Vorstand des Gefängnisvereins plante, ein Heim für aus der Haft entlassene Frauen einzurichten. Im selben Jahr verfasste Fliedner zudem einen Satzungsentwurf für die Gründung eines christlichen Vereins, der Frauen zu Pflegerinnen ausbilden sollte. Ihre Aufgabe wäre, weibliche Gefangene, Kranke, Verbrecher, Waisenkinder und arme Verlassene zu betreuen (Felgentreff 1998: 14).

Kurz nach seiner Amtsübernahme in Kaiserswerth war Fliedner zu einer Reise nach Holland und England aufgebrochen, um Geld für das Überleben seiner Gemeinde zu sammeln. Auf dieser Reise lernte der junge Pfarrer nicht nur andere kirchliche und kommunale Formen kennen, sondern begegnete in Holland bei den Mennoniten auch Frauen, die als Diakonissen arbeiteten (Felgentreff 1998: 15). Während der Niederschrift des 1831 veröffentlichten Buches über seine Reise (Fliedner 1831)<sup>4</sup> beschäftigte sich Fliedner nochmals intensiver mit dem Diakonissenamt. Langsam erhielt der Plan, gemeinsam mit seiner Frau ein sogenanntes Mutterhaus aufzubauen, Gestalt. Ein Mutterhaus – diese Idee übernahm Fliedner von den katholischen Barmherzigen Schwestern<sup>5</sup> – war sowohl ein Aus-

<sup>4</sup> Den Bericht über die Englandreise hat Fliedner nicht zu Ende gebracht.

<sup>5</sup> Vincent de Paul (\*1581-1660) gründete 1617 eine Frauenvereinigung zur Betreuung armer und allein stehender Kranker. Aus dieser Vereinigung sind die Barmherzigen Schwestern (Vinzentinerinnen) hervorgegangen (Felgentreff 1998: 23). Am deutschen Hospital, das 1870 im Großbrand von Pera zerstört wurde, arbeiteten solche Barmherzige Schwestern (Caucig o.J.: 67).

bildungs- als auch ein geistig-spirituelleres Zentrum, wo Frauen zu Krankenschwestern oder Kleinkinder-Lehrerinnen für ihre spätere Tätigkeit auf Außenstationen vorbereitet wurden. Die zu gründende Institution sollte ein Mutterhaus sein, da Fliedner von Anfang an eine Expansion im Sinn hatte. Weitere sogenannte Tochterhäuser sollten später eröffnet werden und mit Kaiserswerth in direktem Kontakt stehen. Am 13. Oktober 1836 konnte das Ehepaar Fliedner seinen Wunsch verwirklichen. Sie gründeten die Kaiserswerther Diakonie<sup>6</sup>, das weltweit erste evangelische Diakonissenmutterhaus (Büttner 2006: 64). Im ersten Jahresbericht von 1837 definierte Fliedner die Diakonie als „Pflegerinnen- oder Diakonissenanstalt“, deren Aufgabe es sei, „evangelische Pflegerinnen zu bilden, die sich vorzugsweise der christlichen Krankenpflege widmen [...]“ (Felgentreff 1998: 20). Aber bereits im Oktober 1836, also unmittelbar nach der Gründung der Diakonie, wurde der „Diakonissenanstalt“ ein Kleinkinderlehrerinnen-Seminar angeschlossen (Felgentreff 1998: 22). Obwohl die Krankenpflege während der ganzen Geschichte der Kaiserswerther Diakonie dominant blieb<sup>7</sup>, war auch die sogenannte Lehrdiakonie von Anfang an der zweite wichtige Pfeiler der Institution und spielte vor allem bei der Orientarbeit Kaiserswerths eine große Rolle.

Die Kaiserswerther Diakonie war ein streng hierarchisches Organisationssystem. Unverheiratete Frauen, möglichst aus dem gebildeten christlichen Mittelstand, traten als Probeschwestern ihre Ausbildung in der Pflege oder Erziehung an und wurden im Anschluss daran auf unterschiedliche Arbeitsstellen versetzt. Die ausgebildete Diakonisse konnte sich ihren zukünftigen Arbeitsort nicht aussuchen. Emanzipatorische Absichten hegte Fliedner mit der Ausbildung von Frauen nicht. Obwohl die Diakonie ledigen Frauen erstmals die Möglichkeit bot, einer qualifizierten Arbeit nachzugehen, beabsichtigte Fliedner nur, die „brach liegenden Kräfte der ledigen Frauen“ für seine Ziele zu nutzen (Büttner 2006: 65). Die Diakonie wurde zwar von Frauen getragen, ihr Einfluss auf der Leitungsebene blieb jedoch gering (ebenda).<sup>8</sup> Frauen, die sich für den Diakonissenberuf interessierten, wurden zuerst als sogenannte Probeschwestern in Kaiserswerth ausgebildet. Wer diese Lehrzeit erfolgreich abschließen konnte, wurde in den engeren Verband des Mutterhauses aufgenommen. Alle Diakonissen verpflichteten sich für jeweils fünf Jahre. Mit der Zeit wurde von den Frauen jedoch erwartet, der

<sup>6</sup> Diakonie von griechisch *diakonos* = Diener.

<sup>7</sup> 1865 wurden von 160 eingetretenen Probeschwestern 140 zu Krankenschwestern und nur 20 zu Lehrschwestern ausgebildet. Dieses Verhältnis blieb während all der Jahre ungefähr bestehen (Felgentreff 1998: 82).

<sup>8</sup> Auch Fliedners Nachfolger Julius Disselhoff (1865-1896) vertrat ein traditionelles Frauenbild: „Jedes Weib, welches diese Gottes-Ordnung erkennt, nicht selbständige Bedeutung verlangt, sondern es für ihre Aufgabe hält, Helferin und Dienerin sein zu können, die hat ihre Bestimmung verstanden“ (Zitat von 1869 in: Büttner 2006: 65). Auf der ersten internationalen Generalkonferenz der bestehenden Mutterhäuser wurde zudem der Grundsatz festgehalten: „Der Pfarrer ist nach göttlicher Bestimmung das natürliche Haupt der Oberin“ (ebenda).

Diakonie ein Leben lang treu zu bleiben. Nach der Übernahme des Diakonissenamts erhielten die Krankenschwestern und Kleinkinderlehrerinnen ein jährliches Gehalt von 25 bis 30 Talern, bei einem Auslandseinsatz 30 Taler mehr. Zusätzlich bekamen die Schwestern kostenlose Dienstkleidung, Unterkunft und Verpflegung. Die Einstellung von Diakonissen war an klare Bedingungen geknüpft, die in Verträgen mit den Außenstationen schriftlich festgehalten wurden.<sup>9</sup> Wurden diese Abmachungen verletzt, zog das Mutterhaus seine Schwestern ab. Dies hatte für die Diakonissen keine Konsequenzen zur Folge, da sie ihren Lohn direkt aus Kaiserswerth bezogen. Wenn eine Diakonisse erkrankte oder dienstunfähig wurde, versprach ihr das Mutterhaus Pflege. Weil die Schwestern fachlich auf der Höhe der Zeit ausgebildet waren und sie ihre Tätigkeit mit sehr viel Elan angingen, „wurde ein Meilenstein in der Professionalisierung der Krankenpflege gesetzt und gleichzeitig das Monopol krankenpflegerischer Tätigkeit durch konfessionelle Kräfte bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts verfestigt“ (Büttner 2006: 67). Der Begriff Schwester wurde im deutschsprachigen Raum bald ein Synonym für alle in der Krankenpflege tätigen weiblichen Personen.

Die Idee Fliedners funktionierte. Zwei Jahre nach der Gründung der Diakonie wurden 1838 die ersten Schwestern entsandt (Felgentreff 1998: 26). Die Qualität der Diakonissenarbeit hatte zur Folge, dass Kaiserswerth immer häufiger um Schwestern gebeten wurde. Die kleine Diakonie am Rhein entwickelte sich rasant schnell, sowohl im In- als auch im Ausland. 1865, ein Jahr nach Fliedners Tod, zählte die Diakonie rund 500 Schwestern. 50 Jahre später waren es über dreimal so viel, rund 1.500 Schwestern. Auch die Auslandsstationen hatten sich im gleichen Zeitraum von zwölf auf 35 fast verdreifacht (Felgentreff 1998: 98-100). Trotz des großen Wachstums blieb die Diakonie in Kaiserswerth während all der Jahre der geistige und organisatorische Mittelpunkt dieses Netzwerks. Alle Diakonissen im In- und Ausland reisten regelmäßig zum Mutterhaus – manchmal, um sich auf eine neue Stelle versetzen zu lassen, manchmal, um sich von den Strapazen zu erholen oder sich kurieren zu lassen.

### *Der Kindergarten*

Durch seine frühe Arbeit mit ehemaligen Gefängnisinsassinnen kam Fliedner zum Schluss, dass man der „Verwahrlosung der Jugend“ (Felgentreff 1998: 16) nur entgegenarbeiten kann, wenn die Erziehung der Kinder schon im frühen Kindesalter beginnt.<sup>10</sup> Während seiner Reise in England lernte Fliedner 1824 das

<sup>9</sup> Diese Verträge nannte man „Gestellungsvertrag“. Ein Dienstvertrag zwischen der Kaiserswerther Direktion, dem Leiter der auswärtigen Station und der Schwester. Auch diesen Begriff übernahm Fliedner von den Barmherzigen Schwestern (Felgentreff 1998: 25).

<sup>10</sup> Fliedner sah in der durch die Industrialisierung hervorgerufenen Veränderung der Gesellschaft eine Gefahr für kommende Generationen. Das Defizit der Erziehung in den Familien zuhause sollte am Kindergarten nachgeholt werden.

Modell der Kleinkinder-Pflege in englischen Industriestädten kennen (Fliedner G. 1892: 71). Da die Industrialisierung auch in Deutschland Veränderungen der traditionellen Familienstruktur hervorrief, beabsichtige Fliedner, diese neue Form der Erziehung zu übernehmen. Nachdem er zuerst in Düsseldorf bei der Errichtung eines Kindergartens mitgeholfen hatte, gründete er 1835 einen in Kaiserswerth (Felgentreff 1998: 16). Hier sollten vor allem die vernachlässigten Kinder der Arbeiterschicht betreut werden.<sup>11</sup> Der Kindergarten stand allen Konfessionen offen und verfolgte fünf Ziele oder Leitideen: Erstens sollte die Kleinkinderschule Kinder zu „frommen Christen“ erziehen (Funke 2001: 87). Zweitens musste die Kleinkinderschule die physische Kraft und Gesundheit der Kinder stärken und „die schlummernden geistigen Kräfte“ wecken (Zitat Fliedners in Funke 2001: 86). Drittens würden im Kindergarten erzogene Kinder ihren Eltern als gute Beispiele vorangehen (Funke 2001: 88). Viertens sollte die Kleinkinderschule den problemlosen Einstieg in die Elementarschule gewährleisten (Funke 2001: 90).<sup>12</sup> Und fünftens würden im Kindergarten erzogene Kinder später ihre eigenen Kinder in der gleichen Art und Weise aufziehen (Funke 2001: 91). Damit strebte Fliedner weit mehr an als eine außerhäusliche Kinderbetreuung. Die Fliednersche Kleinkinderschule war „eine Ausgangsbasis für den Versuch einer radikalen christlichen Erneuerung der Gesellschaft“ (ebenda).

### *Kaiserswerther Stationen im Nahen Osten*

Zehn Jahre nach der Gründung der Diakonie reiste Fliedner mit vier Diakonissen nach England, um das „German Hospital“ in Dalston mit Arbeitskräften zu versorgen (Felgentreff 1998: 53-54). Während dieses zweiten Engländeraufenthalts im Frühjahr 1846 machte Fliedner im Haus des preußischen Gesandten Bunsen die Bekanntschaft von Samuel Gobat (Felgentreff 1998: 53). Bunsen war 1841 im Auftrag Friedrich Wilhelms IV. nach England gekommen, um vor Ort die Gründung eines evangelischen Bistums in Jerusalem in die Wege zu leiten (Hanselmann 1971: 61-63). Dieses Bistum sollte von England und Preußen geleitet werden. Ihr Vorsteher, der Bischof, würde abwechselnd von beiden Ländern ernannt. Die Verhandlungen waren erfolgreich. 1842 gründeten die beiden Partner das anglikanische Bistum zu Jerusalem.<sup>13</sup> Nachdem der erste Bischof, den England no-

<sup>11</sup> Damit wollte Fliedner das „Unkraut an der Wurzel“ packen. Anstatt die Kinder fünf bis sechs Jahre „wuchern zu lassen“, sollten die zwei und drei Jahre alten Kinder in Kleinkinderschulen „der Verwahrlosung der Ältern“ entzogen werden (Fliedner 1849: 2).

<sup>12</sup> Als Vorbereitung für die Elementarschule richtete sich der Kindergarten auch an mittlere Volksschichten.

<sup>13</sup> Etwa zur gleichen Zeit eröffneten England und Preußen Konsulate in der Stadt (Hanselmann 1971: 61-63).

minierte hatte, nach vier Jahren gestorben war, wurde der gebürtige Schweizer Gobat<sup>14</sup> im Frühjahr 1846 dessen Nachfolger. Zu diesem Zeitpunkt lernte Fliedner ihn kennen.

Samuel Gobat zeigte sich während des Gesprächs sehr interessiert an Fliedners Diakonie und wünschte sich für sein Bistum ebenfalls die Hilfe von Kaiserswerther Schwestern. Fliedner war gern bereit, im Heiligen Land Diakonissen zu stationieren und versprach dem neuen Bischof, möglichst bald Diakonissen nach Jerusalem zu entsenden. Trotz dieses Einverständnisses dauerte es nochmals fünf Jahre, ehe die erste Orientstation Kaiserswerths eröffnet werden konnte. Erst im Frühjahr 1851 erreichten Fliedner und vier Diakonissen<sup>15</sup> Jerusalem, wo sie am 4. Mai ihr Diakonissenhaus eröffneten (Felgentreff 1998: 61). Während Gobat die Kaiserswerther Schwestern nur einsetzen wollte, um die protestantische europäische Gemeinde zu unterstützen, war es von Anfang an Fliedners Plan, auch die einheimische Bevölkerung zu pflegen und zu erziehen. Vor allem arabische Frauen sollten im evangelischen Glauben erzogen werden, damit sie später ihren Glauben und ihr Wissen als Lehrerinnen weitergeben konnten (Felgentreff 1998: 60). Nachdem das Krankenhaus immer besser besucht wurde, schickte Kaiserswerth 1853 eine fünfte Diakonisse nach Jerusalem, Charlotte Pilz (\*1819-1903). Sie arbeitete bis zu ihrem Tod, genau 50 Jahre, im Heiligen Land. Ab 1854 war sie Leiterin des Diakonissenhauses, nach 1868 zudem Vorsteherin des 1868 eröffneten Schulhauses „Talitha Kumi“<sup>16</sup>, wo in den nächsten 35 Jahren rund 500 Mädchen beherbergt wurden (Hanselmann 1971: 70). Ein Zehntel dieser Mädchen war muslimischen Glaubens.<sup>17</sup> 1902 wurde der Mädchenschule Talitha Kumi ein Kindergarten angeschlossen, wo sowohl Kinder aus der deutschen als auch aus der arabischen Gemeinde aufgenommen wurden (Felgentreff 1998: 108).<sup>18</sup>

Der Name der Institution verrät das Ziel. Talitha Kumi bedeutet „Mädchen, steh auf!“, zitiert nach einer Geschichte aus dem Markus-Evangelium, wo Jesus ein angeblich totes Kind wiederauferstehen ließ (Markus, Kapitel 5.41). Analog dazu sollten auch die arabischen Mädchen der Gegenwart aus ihrem spirituellen

<sup>14</sup> Zu Gobat siehe: Hanselmann 1971: 63; Carmel 1981: 59-125.

<sup>15</sup> Von den vier in Jerusalem stationierten Schwestern waren zwei Krankenpflegerinnen und zwei Lehrerinnen.

<sup>16</sup> Auch diese Einrichtung finanzierte fast ausschließlich Friedrich Wilhelm IV. (Er zahlte 13.000 von insgesamt 16.000 Talern.) Eine weitere Spende folgte vom Frauenverein für „Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande zu Berlin“ (Felgentreff 1998: 62; Fliedner 1858: 3).

<sup>17</sup> Von den zwischen 1868 und 1903 im Haus beherbergten Mädchen war die große Mehrheit griechisch-orthodox (306), circa ein Fünftel evangelisch (18 deutsch, 74 arabisch) und ein Zehntel muslimisch (55). Daneben waren 21 Proselytinnen, 19 Jüdinnen, 13 Armenierinnen, acht Koptinnen und drei Abessinierinnen untergebracht (Hanselmann 1971: 70).

<sup>18</sup> Die Schule Talitha Kumi existiert noch heute. Allerdings ist sie 1960 nach Bethlehem umgezogen. Zur heutigen Institution siehe: Dieckhoff 2006.

„Todesschlummer“ erweckt werden.<sup>19</sup> Dass dieser Emanzipations-Versuch vor allem missionarischen Charakter hatte, wird aus den Jahresberichten deutlich:

[...]; in den Erziehungshäusern und Schulen zu Jerusalem, Beirut, Smyrna [...], gilt es, der weiblichen Jugend aus reichen und armen Familien und aus allerlei Volk und Zungen christliches Leben einzuhauchen, damit der in die künftigen Hausfrauen und Mütter gelegte gute Samen in den kommenden Geschlechtern dieser Völker aufwache und gedeihe (BDS XIV: 1-2).

Damit unterschied sich die Kaiserswerther Diakonie keineswegs von anderen deutschen Missionen. Auch für die Missionsarbeit in China hielt der Historiker Chun-Shik fest, dass „[b]ei aller Fortschrittlichkeit“, die der geleisteten Mädchenbildung durch deutsche Missionen zugebilligt werden kann, Mädchen zu zukünftigen Hausfrauen und Müttern, allenfalls zu Lehrerinnen ausgebildet wurden (Chun-Shik 2004: 207).

Nach dem geglückten Start in Jerusalem folgte 1852 die Entsendung von Diakonissen nach Konstantinopel, die weiter oben bereits ausführlich thematisiert wurde. Auf seiner ersten Orientreise besuchte Fliedner mit seinen Diakonissen auch Smyrna (im Folgenden Felgentreff 1998: 63-64; Fuhrmann 2006: 118-120). Dort traf er 1851 Mitglieder eines aus Ausländern zusammengesetzten Schulkomitees, die ihn um Hilfe beim Aufbau einer Töchterschule baten. Zwei Jahre später konnte diese mit zwei Diakonissen und 14 Kindern eröffnet werden. Die Schule in Smyrna war eine der erfolgreichsten Orientstationen Kaiserswerths. Noch im Gründungsjahr erhöhte sich die Zahl der Schülerinnen auf 50. 1856 zählte das Diakonissen-Lehrhaus bereits 120 Mädchen (von acht Diakonissen betreut), drei Jahre später bereits 150 (Felgentreff 1998: 64). Das schnelle Wachstum überstieg die räumliche Kapazität bei weitem. Einmal mehr wandte sich Kaiserswerth an Friedrich Wilhelm IV., der mit einer großzügigen Spende einen Hauskauf finanzierte. Von den 120 Mädchen, die dort unterrichtet wurden, wohnte fast die Hälfte im angegliederten Internat (Fuhrmann 2006: 119). Auch ein Großbrand, der das Haus 1860 völlig zerstörte, bedeutete kein Ende für den Kaiserswerther Erfolg in Smyrna. 1861 wurde auf demselben Gelände ein Neubau errichtet, wo die Lehrdiakonissen in den folgenden Jahren konstant zwischen 200 und 220 Schülerinnen erzogen (ebenda).

<sup>19</sup> Aus dem *Armen- und Krankenfreund*: „Wie der Herr die Tochter des Jairus durch dieses Wort aus dem leiblichen Todesschlummer erweckte, so will er ja so gern auch zu dem im geistlichen Todesschlummer liegenden weiblichen Geschlechte des Heiligen Landes sein lebensschaffendes Talitha kumi! sprechen. Unsere bisherige und unsere zukünftige Arbeit an den Töchtern Zions hat ja kein anderes Ziel, als Handlanger und Werkzeuge des Herrn bei dieser seiner geistigen Totenerweckung zu sein“ (Hanselmann 1971: 70). Interessanterweise verwendeten die ideologischen Verfechter der Bagdadbahn die gleiche Metapher. Auch die Ländereien des Bagdadbahn-Gebiets seien in einen Todesschlaf gefallen, aus dem sie der deutsche Unternehmensgeist wecken müsse (siehe Kapitel „Anatolische Bahn und Bagdadbahn“).



Um 1853 waren die Kaiserswerther Diakonissen bereits in Jerusalem, Konstantinopel und Smyrna aktiv. 1857 folgte die Entsendung von drei Diakonissen nach Alexandrien, die 1858 ihre Pflfegetätigkeit begannen. 1870 erhielten die Diakonissen ihr eigenes Krankenhaus, das 1909 durch einen Neubau ersetzt wurde (Felgentreff 1998: 114-115). Nach gewalttätigen Ausschreitungen zwischen maronitischen Christen und Drusen im Libanon schickte Flidner 1860 zwei Diakonissen nach Beirut, um obdachlose Kinder in einem Waisenhaus zu sammeln. Vier Diakonissen reisten nach, sodass 1862 das Kinder-Erziehungshaus Zoar<sup>20</sup> mit rund 100 Kindern eröffnet werden konnte. Da die meisten Kinder Waisen waren, handelte es sich bei dieser Einrichtung vor allem um ein Waisenhaus, wo auch eine Kleinkinder-, eine Elementar-<sup>21</sup> und später (ähnlich wie in Smyrna) eine Mädchenschule mit Internat eingerichtet wurde (Felgentreff 1998: 113). Nachdem der gute Ruf der Kaiserswerther Arbeit in Alexandrien bis nach Kairo gedungen war, wünschten sich Vertreter ausländischer Gemeinden auch in ihrer Stadt die Hilfe von Kaiserswerther Diakonissen. Ende 1884 erreichten die ersten Schwestern das neue Hospital in Kairo, das 1885 offiziell eröffnet werden konnte. Zwei Jahre später unterrichteten die Schwestern auch an einem Kindergarten. Vor Beginn des Ersten Weltkriegs arbeiteten 14 Diakonissen in Kairo (Felgentreff 1998: 115).

Neben diesen größeren Institutionen, die teils als Tochterhäuser geführt wurden, teils nur Diakonissen als Arbeitskräfte einstellten, wurde die Orientarbeit um die Jahrhundertwende durch kleinere Einrichtungen erweitert. In Bethlehem richtete Kaiserswerth 1903 eine sogenannte Gemeindestation ein, ebenso 1900 in Haifa, 1903 in Konstantinopel und 1904 in Jerusalem (Felgentreff 1998: 110). Gleichzeitig mit der Gemeindepflege begannen die Diakonissen in Haifa auch ihre Arbeit im Kindergarten. In Jerusalem übernahmen ihn die Schwestern 1902, in Bethlehem 1903 (Felgentreff 1998: 217-221).

### *Publikationen der Diakonie*

Für all seine Projekte war Flidner auf Spenden von Sponsoren angewiesen. Er verfügte dabei über ein erstaunliches Talent, auf Menschen zuzugehen und sie von seiner Sache zu überzeugen. Flidner schaffte es, sowohl Fürstenhäuser als auch Fabrikanten und Financiers an sich zu binden. Besonders der schon mehrfach erwähnte König Friedrich Wilhelm IV. war ein wichtiger Geldgeber der Kaiserswerther Arbeit, mit dem Flidner regelmäßigen Kontakt hielt.

Während seiner Tätigkeit war der Diakonieleiter zeitweise ununterbrochen auf Reisen. Damit wollte er nicht nur die Arbeitssituation seiner Diakonissen überprüfen, sondern auch wichtige Kontakte zu Sponsoren pflegen. 1839 hatte Flid-

<sup>20</sup> Stadt südlich des Toten Meeres (Erstes Buch Mose, 13.10).

<sup>21</sup> In den vier Klassen wurde auf Arabisch, Deutsch und Armenisch unterrichtet (Felgentreff 1998: 113).



ner eine weitere Idee, wie er bei regelmäßigen Spendern präsent bleiben und Neue hinzugewinnen konnte. Er gründete einen eigenen Verlag und eine Buchhandlung. Aus den Verlagsprodukten erhoffte er sich „sowohl finanziellen Gewinn“ als auch eine „volksmissionarische Wirkung“ (Felgentreff 1998: 46). Nachdem der Diakoniegründer zuerst in ausführlichen Jahresberichten über die Entwicklung der Einrichtung berichtete, veröffentlichte er ab 1842 zusätzlich einen „Christlichen Volkskalender“, dessen Auflage von 10.000 im Gründungsjahr auf 60.000 im Jahre 1856 anstieg (ebenda). Neben praktischen Ratschlägen für den Alltag oder belehrenden Lebensgeschichten informierten die Nachrichten aus der Diakonie über aktuelle Ereignisse. Damit konnten Spender leicht überprüfen, wofür ihr Geld gebraucht wurde. In den Jahresberichten wurden die Sponsoren zudem mit Namen und gespendeter Summe aufgeführt, wenn sie dies wünschten. Der Kaiserswerther Verlag, der noch viele andere Bücher und Schriften veröffentlichte, brachte finanziell keinen großen Gewinn. Er sicherte aber der Diakonie die ständige Verbindung zu ihrem Freundeskreis, ohne den sie ihre Ziele unmöglich erreichen konnte.

Für die Geschichte des Deutschen Kindergartens in Konstantinopel sind die Kaiserswerther Publikationen eine sehr wichtige Quelle. Vor allem die zwischen 1851 und 1899 regelmäßig erschienenen *Berichte über die Diakonissen-Stationen im Morgenland* (BDS) informierten ausführlich über die Entwicklungen der Orientarbeit. Ab 1901 hießen die Berichte *Dank- und Denk-Blätter aus der Morgenländischen Arbeit der Kaiserswerther Diakonissen* (DDB). Sie wurden bis 1919 im Diakonie-Verlag herausgegeben. Wenn im Folgenden auf den Versuch der evangelischen Missionierung eingegangen wird, darf eines nicht vergessen werden: Die Kaiserswerther Berichte verfolgten ein ganz bestimmtes Ziel. Sie versuchten, wie weiter oben bereits beschrieben, mit ihrem Sponsorenpublikum in Kontakt zu bleiben, um so den Geldfluss aufrecht zu erhalten. Die häufigen polemischen Attacken auf Muslime, ihren Propheten und „mohammedanischen Fanatismus“ waren durchaus nicht nur Mittel zum Zweck, aber ein zu positives Bild des Orients hätte den Geldgebern das Geld nicht aus den Taschen gelockt. Die Kaiserswerther Leitung versuchte darum, die Orientarbeit in ein gutes Licht zu stellen, die äußeren Umstände aber durchwegs als bedrohlich und düster zu beschreiben. Um diese offizielle Dramaturgie zu relativieren, wäre es sinnvoll, die dicken Bündel von persönlichen Briefen zu lesen, die die Schwestern aus den Orientstationen nach Kaiserswerth schickten. Sie befinden sich unbearbeitet in der *Flieger-Kulturstiftung* in Kaiserswerth. Bei der Analyse dieser persönlichen Eindrücke ist es gut möglich, dass ein sehr viel differenzierteres Orient- und Islambild zu Tage treten könnte. Leider schien es mit dem Bild der stillen und selbstnegierenden Dienerin nicht übereinzustimmen, dass Kaiserswerther Diakonissen selbst publizierten. In der langen und umfangreichen Publikationsgeschichte Kaiserswerths ist mir nur ein Fall bekannt, in dem eine Diakonisse ein Buch verfasste (Brooke 1916).

Da das preußische Königshaus die Kaiserswerther Diakonie fast von Anfang an finanziell unterstützte, versteht es sich von selbst, dass die Publikationen des Mutterhauses preußenfreundlich waren. Genauso verhielt es sich später, als sich auch das deutsche Kaiserpaar für die Diakonie stark machte. „Das preußische Königshaus, später das deutsche Kaiserhaus und Kaiserswerth“, so die Historikerin Felgentreff, „waren Partner, die sich aufeinander verlassen konnten“ (Felgentreff 1998: 123). Die Diakonie befürwortete sowohl den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 als auch den Ersten Weltkrieg. 1914 schrieb der damalige Vorsteher Johannes Stursberg (1905-1922): „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los und in gerechtem Zorn bäumt sich deutsche Kraft auf gegen Ungerechtigkeit und neidvolle Tücke der Feinde, die uns den Frieden stören [...]. Ich weiß, dass Ihre volle Anteilnahme jetzt dem Vaterland angehören wird. Kaiserswerther Diakonissen müssen freudige Patrioten sein [...]“ (Felgentreff 1998: 131). Ob Stursberg diese Zeilen als wahrer Patriot oder als loyaler Kaiserfreund schrieb, ist nicht endgültig zu klären. Wahrscheinlich ist die Antwort ein Sowohl als Auch. Es bleibt insgesamt festzuhalten, dass die Kaiserswerther Publikationen keineswegs unpolitisch waren. Deshalb muss auch das offizielle (gedruckte) Orient- und Islambild der Diakonie kritisch hinterfragt werden.

### *Das Kaiserswerther Orient- und Islambild*

Als Diakoniegründer hatte Theodor Fliedner nicht nur bis zu seinem Tode die Berichte selber verfasst, sondern auch seine Nachfolger mit seinen Vorstellungen geprägt. So hatte sein Schwiegersohn Disselhoff, der das Mutterhaus ab 1865 leitete, fast noch düsterere Vorstellungen vom Orient und dem Islam als sein Vorgänger. Eine der interessantesten Quellen ist Fliedners Reisebericht über seine Fahrt nach Jerusalem 1851. Das Buch war vor allem an junge Leser und Leserinnen gerichtet. Im Vorwort versprach Fliedner, besonders über das Heilige Land „Interessantes und Lehrreiches zu erzählen“ (Fliedner 1858: 1):

Und wenn ihr höret und sehet, wie in diesem Lande, wo die Lebenssonne zuerst hineinleuchtete, die Länder umher mit ihren Bewohnern, wenige ausgenommen, jetzt in Finsternis und Schatten des Todes sitzen, und Muhameds trügerischer Mondschein nur düsteres Dämmerlicht in die Nacht hineinwirft, und wie namentlich das weibliche Geschlecht in tiefster Erniedrigung und Verwahrlosung dahin schmachtet, so lernet Gott auf den Knien [sic] danken für euer großes, beneidenswerthes Vorrecht, dass das süsse Licht des Evangelii euch von der Wiege an umleuchtet mit christlicher Erziehung, christlichem Unterricht, und euch alle die reichen Gnadenmittel unsers evangelischen Glaubens zufließen lässt, wie einen Strom (Fliedner 1858: 1).

Das Heilige Land, die Heimat Jesu, beschrieb Fliedner mithilfe der häufig verwendeten Licht-Metapher. Palästina ist das Land der Sonne, der Ort, „wo die Lebenssonne [gemeint Gottes Licht durch Jesus] zuerst hineinleuchtete“. Muhammad hingegen habe nur Finsternis über das Land gebracht. Die vom Islam un-

terworfenen Menschen lebten in „Finsternis“, im „Schatten des Todes“. Dieser Bericht sollte vor allem jungen Leserinnen (denn die würden später vielleicht in die Diakonie eintreten) zeigen, wie andere Frauen „in tiefster Erniedrigung und Verwahrlosung“ dahinschmachteten, während sie das „süße Licht des Evangelii“ empfangen hatten. Diese Vorstellung von einem ehemals erleuchteten Land Gottes, das durch die Finsternis des Islams verdunkelt wurde, tritt auch in anderen Kaiserswerther Publikationen immer wieder auf.<sup>22</sup>

Während der Schifffahrt stellte Fliedner fest, dass sich unter den Passagieren fünf Muslime befanden, darunter „ein Marokkaner mit krummen Säbelbeinen“ (hier und im Folgenden: Fliedner 1858: 16). Wie bereits Moltke (siehe Kapitel „Die deutschen Militärmissionen“) verwendete auch Fliedner diese Säbel-Metapher. Das Wissen um den türkischen Krummsäbel war im Abendland weit verbreitet. Fliedner beobachtete auf der Fahrt, dass die „Türken“ mit Fingern aus „Einer Schüssel“ aßen, wobei er mit dem Großbuchstaben betonen wollte, wie unhygienisch diese Art zu speisen sei.<sup>23</sup> „Des Abends, Morgens und Mittags“ verrieten die Muslime zudem ihre Gebete – „vor aller Augen“. Fliedner kam nicht umhin, „den Muth zu bewundern, womit diese unwissenden Muhamedaner die Pflicht der täglichen Andacht erfüllen“ und wünschte sich für viele Christen dasselbe. Trotz dieser eindeutigen Bewunderung schickte er jedoch gleich nach, dass die Muslime nur beten würden, um sich damit „bei Gott ein Verdienst zu erwerben“. Außerdem würden sie die „Korans-Abschnitte“ aufsagen, ohne sie zu verstehen.<sup>24</sup> Es ist sehr wahrscheinlich, dass Fliedner auf seiner Fahrt nach Jerusalem zum ersten Mal mit Muslimen in Kontakt gekommen ist. Bestimmt hatte er schon einiges über den Islam gelesen oder gehört, doch auf dem Schiff hatte er Gelegenheit, die Fremden persönlich zu beobachten. Er tat dies aufmerksam und beschrieb ihre Kleidung und ihre Gewohnheiten genau, schaffte es aber

<sup>22</sup> Beispielsweise in BDS X: 1: „Die Macht der Finsternis wächst, doch auch die Macht des Lichtes. Zion und der ganze Orient, wo der schöne Glanz Gottes angebrochen ist, hat lange im Dunkeln gelegen. Jetzt dämmert es auch dort. Unsere Diakonissen-Arbeit darf ein Mitträger jenes Lichtes sein, welches Gott dort scheinen lässt. Auch sie wächst.“

<sup>23</sup> Erwähnenswert ist, dass Fliedner im gleichen Reisebericht von einem „Orientalischen Reiss-Essen“ in einem koptischen Kloster in Ägypten berichtet, wo sie eine Schüssel Reis „ohne Löffel oder Gabel“ angeboten erhielten. Anstatt sich zu ekeln, griff Fliedner „lächelnd mit den Fingern, nach Landes Gebrauch, gleichwie in eine Schnupftabakdose, in den Reis, und aß davon.“ Bei seinen christlichen Glaubensbrüdern zeigte Fliedner eine größere Toleranz für unterschiedliche Landessitten (Fliedner 1858: 208).

<sup>24</sup> Im Gegensatz zu Fliedner zeigte sich eine Diakonisse des Hospitals in Alexandrien beeindruckt von der Art und Weise, wie Muslime beten: „Und lernen wir nicht viel, sehr viel von unsrer Umgebung im fremden Land? Ist uns der fromme Moslem nicht eine feste Mahnung? Ergreift uns nicht seine Ergebung in den Willen Gottes in den kleinen Dingen, in den schwersten Leiden? Liegt nicht in seiner Beugung vor der Allmacht des Alleinwissenden, in diesem Vonfernestehen, in dieser Gebetstreue eine Anbetung, die wir mit unsern vielen Bitten, mit unserm fast vertraulichen Verhältnis zu Gott, oft vernachlässigen?“ Aus einer Rede, gehalten während einer Orientkonferenz in Kaiserswerth (Brooke 1916: 6).

nicht, bekannte Stereotypen fallen zu lassen. Auch seine offensichtliche Bewunderung für ihre Gebets-Disziplin relativierte er sofort.

Während des Aufenthalts in Smyrna besuchten Fliedner und seine Diakonissen zum ersten Mal eine Moschee. Dass sie dafür ihre Schuhe ausziehen mussten, fanden sie erniedrigend, ließen es sich aber gefallen, wie Fliedner schrieb (hier und im Folgenden: Fliedner 1858: 31-32). Später merkte Fliedner, dass auch die Türken ihre Schuhe „aus Ehrfurcht vor dem heiligen Ort“ auszogen. Nachdem Fliedner hineingeführt wurde, sah er, dass „in der ziemlich großen Moschee“ alles „mit Teppichen und Matten“ bedeckt war. An den Säulen und Wänden erkannte er arabische Sprüche. Bei der Lektüre dieser Schilderung hat man den Eindruck, dass Fliedner die Moschee interessant fand, zumindest nicht un schön. Am Ende seiner Beschreibung folgt jedoch der nüchterne Nachschub, dass die Moschee „in keiner Weise“ einen „imponirenden [sic] Eindruck“ hinterlassen habe (Fliedner 1858: 32). Fliedners Sohn Georg vermerkt später in seiner Biographie über den Vater, dass dieser und die Diakonissen während ihres kurzen Aufenthalts in Smyrna überall „die Spuren des Fluches, den der Islam über diese früher christlichen Länder gebracht hat“, erkannt hätten (Fliedner G. 1892: 99).

Auch der vermutlich erste persönliche Kontakt Fliedners mit Muslimen hat seine Vorurteile also nicht beseitigen können. Genauso spiegelt sich sein unveröhnliches Orient- und Islambild in den gedruckten Quellen wider.

Während Jerusalem das heilige Zentrum des Christentums darstellte, war Konstantinopel „die Hauptstadt des falschen Propheten“, wie Disselhoff die Stadt mehrmals nannte (so in: BDS XVII: 23; BDS XIX: 21). Trotzdem wurde der „eigenthümliche Charakter dieses Mittelpunkts muselmännischer Größe und Herrlichkeit“ (Fliedner 1858: 338) in den Kaiserswerther Publikationen immer wieder betont. Als im Januar 1877 das neue deutsch-evangelische Krankenhausgebäude eröffnet wurde, hielt der Jahresbericht fest, dass das Hospital an „einem der schönsten Punkte des herrlichen Constantinopels, über dem goldenen Horn, dem schönsten Hafen der Welt“, liege (BDS XII: 22).<sup>25</sup> Konstantinopel an sich wurde fast immer als reizvoll und attraktiv beschrieben, der Islam hingegen als gewaltbereit und lieblos. Am „Ort, wo die Schönheit der Natur ihren königlichen Thron“ aufschlug, habe der „Menschenfrevler mehr als anderswo die herrliche Gotteserde mit Blut getränkt“, notierte Disselhoff in seiner Festschrift zum 50jährigen Bestehen der Diakonie 1886 (Disselhoff 1886: 192). Auch Fliedner, der während seines ersten Aufenthalts in Konstantinopel einen muslimischen Friedhof besuchte, schrieb entsetzt über dessen chaotischen Zustand: „So verwitert und verödet alles unter dem eisernen Fußtritt der Sarazenen, selbst die von ihrer eignen Hand errichteten Denkmäler ihrer Geliebten“ (hier und im Folgen-

<sup>25</sup> Später schrieb der Kaiserswerther Vorsteher, dass sich das Krankenhaus „auf einem der vorzüglichsten Aussichtspunkte des unbeschreiblich schönen Constantinopels“ befunden habe (BDS XIV: 19).

den: Fliedner 1858: 341). Dies sei „der faule Fleck in ihrem Leben“. Nichts würde bei den Muslimen gedeihen, nicht einmal „ihre Reformen nach europäischem Muster“. Der muslimischen Welt fehle es an Liebe, an höherer heiliger Liebe. Die „politische Macht des Islam“, so Disselhoff, „habe mit Bogen, Spieß und Wagen das blühende Morgenland zur Wüste gemacht und das geistige Leben seiner Völker niedergetreten“ (BDS XIII: 1). Diese Auffassung verband sich in Kaiserswerth immer mit der Vorstellung eines fanatischen Islams, wobei in Konstantinopel „zu dem muhamedanischen noch der türkische Fanatismus“ dazukomme (BDS V: 27). Die arabischen Muslime seien „bei weitem nicht so eingefleischte Fanatiker gegen die Christen“ wie die Türken (ebenda).

Die Kaiserswerther Publikationen arbeiteten mit drei sich immer wiederholenden Bildern: Erstens habe der Islam die ehemals christlichen Ländereien im Orient mit seinem Schatten verdunkelt. Zweitens sei er gewaltbereit und fanatisch und drittens kenne er keine wahre Liebe. Von diesen Vorurteilen wich die Diakonie lange nicht ab. Sie betrachtete das Verhältnis „zwischen Christentum und Muhamedanismus“ als einen „uralten Kampf“ (BDS XVI: 1), den es zu gewinnen galt.

### *Versuch der Missionierung am Kindergarten*

1857 verfasste Fliedner einen „Vorschlag zur Gründung einer deutsch-evangelischen Missions-Gesellschaft für das Morgenland“ (BDS I-XII: 1-11), der viel über die Gedankenwelt Fliedners und das Zielpublikum seines Missionierungsversuchs verrät.

Gleich zu Beginn des Aufsatzes prophezeite er dem Morgenland den „Glanz eines frischen Morgenroths“, da ihm – unter anderem durch die Kaiserswerther Orientarbeit – jetzt wieder „das reine Evangelium“ gepredigt würde (BDS I-XII: 1). Außerdem hätten die „politischen Erschütterungen“ im Orient „die Herzen empfänglicher gemacht“ für Gottes Licht (ebenda). Es sollten aber nicht nur Muslime bekehrt werden. Fliedner zielte „zunächst und besonders“ auf die „Völker, welche das volle Licht Christi einst empfangen hatten, aber es durch Aberglauben, Unglauben, Wortkrieg und toten Formendienst wieder verdütern ließen [...]“, nämlich die Griechen, die Armenier, die Nestorianer, die syrischen Christen, die Kopten, die Abyssinier, und so weiter“ (ebenda). Die Angehörigen dieser Konfessionen summierte Fliedner auf „22.820.000 Christen“ innerhalb des osmanischen Herrschaftsgebiets. „Was für ein Salz, was für ein Sauerteig“, fragte sich Fliedner, „hätten diese Millionen Christen für die Masse der Muhamedaner um sich her werden, und sie durchdringen können mit dem Licht und Leben in Christo, wenn sie nicht bloß den Namen gehabt hätten, dass sie lebten!“ (BDS I-XII: 1-2). Durch „ihren abgöttischen Bilder- und Heiligendienst, durch ihren schriftwidrigen Aberglauben, [...] durch ihr unchristliches Hassen und Neiden untereinander, und

durch ihren sonstigen unsittlichen, betrügerischen Wandel“ hätten die orientalischen Christen „den Muhamedanern das Christenthum zu einem Stein des Anstoßes und des Ärgernisses gemacht, statt zu einem anziehenden Magnet“ (BDS I-XII: 2). Damit griff Fliedner vor allem die orthodoxen Kirchen an, wo Ikonen und Heilige eine wichtige Rolle spielen.<sup>26</sup>

Um das Christenthum zu einem „anziehenden Magneten“ für Muslime zu machen, beabsichtigte Fliedner erst die Missionierung der nicht-evangelischen orientalischen Christen, damit diese später ihre muslimischen Nachbarn von der Wahrheit des Evangeliums überzeugen würden. Dass gerade durch das American Board bedeutende Erfolge erzielt worden seien<sup>27</sup>, glaubte Fliedner daran zu erkennen, dass der „Glaube der Muhamedaner an die Wahrheit und Göttlichkeit des Korans“ sehr gesunken sei und „eine Menge Moscheen“ leer stehe (BDS I-XII: 2). Dennoch müsse die Missionierung stärker vorangetrieben werden, wobei die „deutsche [evangelische] Kirche“ eine besondere Berufung „zur Evangelisirung [sic]“ habe, unter anderem durch „unser blühendes deutsches Erziehungs- und Schul-Wesen, worin viele Völker uns den Vorrang zugestehen“ (BDS I-XII: 4). Darum müsse die zu gründende deutsch-evangelische Missionsgesellschaft „neben dem Aussenden von Missionspredigern, mit aller Macht Schul- und Erziehungs-Anstalten, Kranken- und Waisenhäuser im Morgenlande errichten“ (ebenda). Nicht nur Armenschulen sollten aufgebaut werden, „sondern vorzüglich Anstalten für die Jugend der Gebildeten, was die Griechen und Armenier dringend wünschen“ (BDS I-XII: 4). Diese Schulen müssten neben Sprachen und Wissenschaften „allgemeine christliche Kenntnise durch einfaches Lesen des Worts Gottes und Erklären der bibl[ischen] Geschichte unter ihnen verbreiten, und sie in der Zucht und Vermahnung zum Herrn erziehen“ (BDS I-XII: 5). Dafür sollten tüchtige deutsche Lehrkräfte eingestellt werden, „damit deutsche Gründlichkeit und Gemüthlichkeit die Schüler umfasse, und mit begeisterter Liebe sie den Heiland kennen und lieben lehre“ (ebenda). Von der Wirksamkeit dieser Schulen war Fliedner überzeugt:

Ganz andern Respect wird unser Christenthum in den Augen der Morgenländer erhalten, ganz andern Einfluss auf ihre Herzen gewinnen, wenn wahrhaft christliche Lehr- und Erziehungs-Anstalten ihre Kinder vor ihren Augen bilden, sie zu geschickten und sittlichen Menschen erziehen, [...] (BDS I-XII: 6).

<sup>26</sup> Fliedner verstand seinen Auftrag durchaus auch darin, die seines Erachtens erstarrte Orthodoxie zu erneuern.

<sup>27</sup> Das American Board war in der Tat zwischen 1840 und 1870 sehr expansiv. Die Anzahl seiner Schulen im Osmanischen Reich stieg in nur 30 Jahren von sechs auf 233, die Zahl der Schüler von 84 auf 5.880 (Kocabaşoğlu 1999: 343; Turan 1999: 205). Auch in den folgenden Jahren konnte das American Board seine Bildungseinrichtungen vervielfachen. Vor dem Ersten Weltkrieg lehrten die amerikanischen Missionare an 423 Schulen 25.199 Schüler (Turan 1999: 207).

Auch die Aktivitäten der katholischen Kirche (vor allem Frankreichs) spornten Fliedner in seinem Vorhaben an. Die römische Kirche beschäme „uns durch ihre Tätigkeit und Ausdauer“ (ebenda), so der Diakoniegürnder. Seit vielen Jahren verfolge sie einen ähnlichen Plan und habe schon etliche Schul- und Waisenhäuser und Hospitäler gegründet. Auf seinen beiden Orientreisen habe er verschiedene katholische Institutionen besucht, von denen es im Morgenland unzählige gebe: „Muss uns das nicht zum Wetteifer reizen?“ Besonders in Konstantinopel sollte „die Liebes-Arbeit der evangelischen Kirche am hellsten leuchten“ (BDS XI: 12), da „gerade dort die katholische Kirche so gewaltige Anstrengungen macht, und unter dem Schutze Frankreichs auch bedeutendes Terrain gewinnt“ (BDS IV: 42). Die Konkurrenz zur katholischen Kirche war auch nach Fliedners Tod konstant präsent. So schrieb Disselhoff 1867:

Ihr wisst, dass am politischen Himmel die orientalische Frage wie eine dunkle Wetterwolke hängt. Wer weiß, wie bald sie losbricht. In dieser Entscheidungsstunde darf die evangelische Kirche in jenem Lande nicht schwach und klein erscheinen. Schon ist manches durch die geringe Kraft der Diakonissen vorgearbeitet. Mauern fanatischen Vorurtheils sind niedergerissen, manche Araberinnen Diakonissen, noch viel mehrere Lehrerinnen ihrer verkommenen Landsleute geworden. Freunde, lasst uns nicht im Stich! – Es handelt sich wahrlich nicht blos [sic] um eine Kaiserswerther Angelegenheit; es handelt sich darum, dass die evangelische Kirche in dieser verhängnisvollen Zeit nicht aufhöre, durch Glaubens- und Liebeswerke im Morgenlande kräftig von ihrem Herrn zu zeugen; es handelt sich darum, dass sie das Morgenland weder der römischen und griechischen Kirche, noch dem Muhamedanismus überlässt! (BDS XII: 2).

Neben Fliedners Vorschlag zur Gründung der deutsch-evangelischen Missionsgesellschaft wies der Diakonieleiter auch in den Jahresberichten darauf hin, dass die Zeit für eine evangelische Missionierung im Morgenland günstig sei:

Gerade in jetziger Zeit, wo der Muhamedanismus in einer Gährung begriffen ist, und in Constantinopel mehr Muhamedaner Christen geworden sind, als in vielen vorhergehenden Jahrhunderten, ist es ohne Zweifel von der größten Wichtigkeit, dass die evang[elische] Kirche dort durch die Werke der Liebe ihren Glauben und ihr Leben beweist (BDS IV: 42).

Außerdem würden „viele evang[elische] Deutsche, die nach Constantinopel hin verschlagen werden, dem evang[elischen], wie dem deutschen Namen wenig Ehre machen.“ Die evangelische Kirche müsse darum darauf achten, dass die Muslime „die Deutschen und Evangelischen auch von einer andern Seite kennen lernen“ (ebenda).

Mit den oben zitierten Zitaten wird Fliedners Plan zur evangelischen Missionierung des Orients ersichtlich. Trotz der schlechten wirtschaftlichen und politischen Situation des Osmanischen Reiches im 19. Jahrhundert strebte Fliedner, wie auch die wichtigsten amerikanischen und britischen Missionseinrichtungen, keine aggressive direkte Missionierung an, sondern eine stille indirekte. Mit Schulen, Kranken- und Waisenhäusern wollte Fliedner „in stiller aufopferungsvoller Liebestätigkeit“ (Disselhoff 1886: 105), wie es Disselhoff später nannte, im



Morgenland aktiv sein, „um die Wahrheit ihres ev[angelischen] Glaubens durch die christliche Barmherzigkeit zu bestätigen“ (BDS I-XII: 6). Ziel dieses Missionierungsversuchs war es, wie weiter oben gezeigt wurde, erst „die verderbten Christen des Morgenlandes“ (BDS V: 26) und anschließend die Muslime zu bekehren. Zum Protestantismus übergetretene orientalische Christen sollten später vor Ort Muslime vom evangelischen Glauben überzeugen. „Vom Orient ist sie [die Predigt] zu uns gekommen“, schrieb Disselhoff 1874: „Unsere Liebespflicht ist es, sie dem Orient durch Wort und Werk wieder zu bringen“ (BDS XI: 1).

Mit der Gründung dieser Institutionen hatte Fliedner ideale Missionierungs-Plattformen geschaffen. In den Krankenhäusern waren die Patienten von ihren Kaiserswerther Pflegerinnen abhängig. Sie waren krank, schwach, oftmals ängstlich: Die Diakonissen hatten gute Chancen, Kranken aus der Bibel vorlesen zu dürfen oder mit ihnen zu beten. Diese Erfolgsgeschichten wurden in den Jahresberichten häufig und freudig wiedergegeben. Außerdem stellte die stille aufopferungsvolle Liebestätigkeit Kaiserswerths den Patienten in ein Abhängigkeitsverhältnis. Die Diakonissen hatten sich seiner angenommen und ihn – wenn er denn überlebte – gesund gepflegt. Der Patient stand somit in ihrer Schuld. Auch die Möglichkeit, dass sich beispielsweise ein Schwerkranker im Angesicht des Todes zum Evangelium bekannte, war durchaus vorhanden. Noch wirksamer als die Arbeit im Krankenhaus war die Gründung von Waisenhäusern. Hier hatten die Diakonissen die Gelegenheit, Kinder von klein auf evangelisch zu erziehen. Waisenkinder waren die am einfachsten zu prägende Klientel. Oft blieben sie auch nach ihrer Ausbildung in Kaiserswerther Einrichtungen aktiv. Vor allem aus den Waisenhäusern rekrutierte Fliedner den Diakonissen-Nachwuchs (Hanselmann 1971: 57). Schulen und Kindergärten spielten im Vergleich zu den Kranken- und Waisenhäusern eine untergeordnete Rolle. Trotzdem glaubte Fliedner, mit der christlichen Erziehung von Kindern eine wichtige Basis für die Evangelisierung des Orients zu schaffen. Auch im Osmanischen Reich lebende deutsche Familien sollten durch diese Lehrinstitutionen mit der evangelischen Kirche verbunden bleiben und nicht in die Hände anderer Religionsgemeinschaften geraten. Wie aber sah der Versuch der Missionierung an den Kleinkinderschulen aus?

Fliedner war kein Aufklärungstheologe. Er vertrat einen streng biblisch orientierten Glauben (im Folgenden: Hanselmann 1971: 52-58). Im Gegensatz zur humanistischen Erziehungslehre à la Fröbel bedeutete Pädagogik für Fliedner, Kindern das Wort der Heiligen Schrift näherzubringen. „Zucht“ und „Vermahnung zum Herrn“ waren die beiden Schlüsselbegriffe der Fliednerschen Unterrichtsmethodik, wobei Fliedner den Zuchtbegriff relativierte: „Ziehet sie auf in der Zucht heißt: zu einem züchtigen stillen Wandel, dass sie ein ruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit“ (Hanselmann 1971: 54). Die Schule, als „Erziehungsanstalt für den Himmel“ (Hanselmann 1971: 55), sollte Kinder in erster Linie christlich erziehen. Damit stand die biblische Unterweisung im Vordergrund, die sich je nach Altersgruppe unterschiedli-

cher Bibelgeschichten bediente. Kleinen Kindern sollten zum Beispiel Geschichten erzählt werden, die der kindlichen Phantasiewelt entsprachen. Neben dem Vorlesen aus der Bibel war das gemeinsame Singen der zweite elementare Bestandteil des Fliednerschen Unterrichts. 1842 veröffentlichte der Diakoniegründer das erste „Liederbuch für Kleinkinderschulen“, das mit seinem umfangreichen Anhang gleichzeitig ein Lehrbuch für Kleinkinderlehrerinnen war. Noch 1901 wurde das Liederbuch in seiner 13. Auflage gedruckt (Felgentreff 1998: 42). Sein Inhalt ist keineswegs nur christlich. Wie alle anderen Kaiserswerther Publikationen war auch das Liederbuch politisch. Neben Liedern „für christliche Festzeiten“ wie Ostern, Weihnachten etc. sangen die Diakonissen mit den Kindern auch „Vaterlands-Lieder“, beispielsweise zum Geburtstag des Königs<sup>28</sup>, der regelmäßig im Kindergarten gefeiert wurde.<sup>29</sup>



Abb. 1: Teutonia-Kindergarten um 1882 (undatiertes Foto im Besitz des Deutschen Kindergartens in Istanbul).

<sup>28</sup> „Heil, König Wilhelm, Heil! Dem Landesvater Heil! Dem Guten Heil! Von Sorgen ungetrübt, Von seinem Volk geliebt, Herrsch’ er noch lang beglückt! Dem König Heil! [...]“ (Fliedner 1862: 151).

<sup>29</sup> „Unseres deutschen Kaisers Geburtstag begehen wir allemal recht festlich. Chokolade und Kuchen giebt es freilich nicht, aber statt dessen wird der Christbaum noch einmal angezündet und darauf freuen sich die Kleinen ganz besonders. [...] Singend marschieren die Kinder herein und dieses Vergnügen wird beim strahlenden Christbaum noch eine Weile fortgesetzt. Diese Geburtstagsfeier, verbunden mit der kleinen, nachträglichen Bescherung macht den Kindern stets große Freude“ (BDS XX: 26).



Abb. 2: Kindergarten in der Deutschen Schule um 1897 (undatiertes Foto im Besitz der Fliedner-Kulturstiftung in Kaiserswerth).

Diese Symbiose von geistlicher und weltlicher Macht kommt auch auf den Fotos des Deutschen Kindergartens deutlich zur Geltung. Abbildung 1 zeigt die versammelte Kinderschar mit ihrer Lehrdiakonisse in der Mitte. Vier Kinder halten deutsche Reichsfahnen, links und rechts sitzen Kinder in hölzernen Spielschiffen. Das Spielschiff links im Bild trägt, wie das deutsche Stationsschiff, den Namen „Loreley“.

Auf Abbildung 2 sind christliche Bilder an der Wand zu erkennen. Im Stern links steht „Der HERR segne dich und behüte dich“, im Stern rechts „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz“. In der Mitte des Bildes steht ein kleiner Weihnachtsbaum mit Kerzen, vor ihm ein preußischer Spitzhelm. Hinten steht Schwester Emilie Steinberg, die dem Jungen hilft, die Fahne des Deutschen Reiches zu halten.

Auch auf Abbildung 3 steht der wahrscheinlich gleiche Fahnenhalter-Junge in der Mitte der Kindergruppe. Dieses Mal trägt er den preußischen Spitzhelm auf dem Kopf. Wieder ist die deutsche Reichsfahne das zentrale Motiv des Bildes.

Viele Freiheiten hatten die Lehrdiakonissen bei ihrer Unterrichtsgestaltung nicht. Im Anhang des Liederbuchs waren die „Methode der Erziehung und des Unterrichts in der Kleinkinderschule“ (Fliedner 1862: 257-262) detailliert festgehalten. Danach hatten die Schwestern ihren Unterricht zu richten. Jeweils die



Abb. 3: Kindergarten in der Deutschen Schule um 1903 (undatiertes Foto im Besitz der Fliedner-Kulturstiftung in Kaiserswerth).

erste Stunde am Vor- und Nachmittag war eine Spielstunde im Freien. Um neun Uhr morgens versammelten sich die Kinder im Zimmer, wo sie erst zwei Verse eines Morgenliedes sangen.<sup>30</sup> Anschließend wurde gebetet. Meist sprach die Diakonisse das Gebet vor, die Kinder laut nach. Nach der Erzählung einer biblischen Geschichte (illustriert durch möglichst viele Bilder) mussten die Kinder einen kurzen Bibelspruch aus der erzählten Geschichte auswendig lernen. Im Anschluss daran folgten unterschiedliche Übungen wie beispielsweise „exercirmäßiges Bewegen des Körpers auf ein gegebenes Commandowort“ (Fliedner 1862: 258). Dies würde sowohl „ihren Geist mit neuer Munterkeit“ erfüllen als auch die Glieder stärken und gelenk machen. Außerdem würden sie durch diese Übung „Ordnung und pünktlichen Gehorsam“ gelehrt (ebenda). Am Nachmittag wiederholten die Kinder leichte Liederverse und biblische Sprüche und spielten im Freien. Der Rest des Nachmittags beinhaltete „Unterhaltung über Gott und seine

<sup>30</sup> Beispiel eines Morgenlieds: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank! Erhebe Gott, o Seele! Der Herr hört deinen Lobgesang; Lobsing' ihm, meine Seele! [...] Du bist es, Herr und Gott der Welt, Und dein ist unser Leben; Du bist es, der es uns erhält, Und mir's jetzt neu gegeben. [...]“ (Fliedner 1862: 1).



## IX. Selbstprüfungs-Fragen für Kleinkinderlehrerinnen,

die sich im Angeficht Gottes wöchentlich wenigstens einmal zur Rechenschaft ziehen wollen, ob sie die Pflichten ihres Berufs gewissenhaft in Bezug auf sich und ihre Kinder erfüllt haben.

- 1) Hab' ich bei meinem Erwachen zuerst an Gott, oder an irdische Dinge gedacht?
- 2) Hab' ich jeglicher den Herrn um Segen für mich und alle Menschen, besonders aber für meine Kinder angerufen, und derra unter ihnen, welche seiner Gnade am meisten bedürfen, mit besonderer Fürbitte namentlich gedacht?
- 3) Hab' ich mich noch vor Anfaht der Kinder vorbereitet auf meinen Beruf, oder doch gekümmert, und bin ich getrost und freudig an die Arbeit gegangen, oder mühsamlich und mürrisch?
- 4) Hab' ich auf Reinlichkeit an meinem Tische und Richtigkeit im Anzuge (ohne Eitelkeit) die nötige Sorgfalt verwandt, so daß ich in meine Schule, als mein Heiligtum, nicht nachlässig, nicht im Schmucke etc. kam, sondern als ein Hüter der Reinlichkeit, des Anstandes und der Ordnung? (vgl. Jer. 37.)
- 5) Hab' ich für die nötige Reinlichkeit, Ordnung und Lüftung in der Schule vor Anfaht der Kinder gesorgt?
- 6) Bin ich gegen alle Kinder, und gegen die, die sie brachten, freundlich und aufmerksam gewesen, oder gegen einige, etwa gegen die ärmern, unaufmerksam und mürrisch?
- 7) Hab' ich die Kindererzucht demüthig und getrost im Namen des Herrn angefangen und den Tag über fortgesetzt, nicht im Vertrauen, auf eigene Kraft und Weisheit, noch zu meiner Ehre?
- 8) Hab' ich mit kurzem, einfachem Gebet die Schule mit meinen Kleinen angefangen und beschlossen, und zwar so, daß mein Herz mitbetete?
- 9) Hab' ich die biblische Geschichte so feilsch und herzlich erzählt, daß die Kinder einen Eindruck davon in ihr Herz bekommen konnten?
- 10) Hab' ich bei diesen und andern Unterrichtsgegenständen die Aufmerksamkeit der Kinder nicht zu lange in Anspruch genommen, und sie oft genug mit Sinnen, frühlichen Bewegungen und Spielen abwechseln lassen?
- 11) Hab' ich sie oft genug auf den Spielplatz geführt, und dort nicht ohne Aufsicht gelassen?
- 12) Hab' ich auf die Entwicklung ihrer Kräfte und die Stärkung ihrer Gesundheit genug Bedacht genommen?
- 13) Hab' ich bei dem Vorstreben, ihre Verstandeskräfte und ihr Anschauungs-Vermögen zu entwickeln, auch ihre Hergens-triebe genau beobachtet, und ihren Eigensinn, Reid, Eigennutz, Haßsucht u. dgl. streng überwacht?
- 14) Hab' ich auf Ordnung, Reinlichkeit, Anstand und Ruhe genug gesehen, ohne den kindlichen Frohsinn zu stören?
- 15) Bin ich bei meinem Gier gegen Unflut und Unarten etc. nicht leidenschaftlich gewesen, sondern habe ich stets in Liebe ermahnt, gewarnt, gestraft, und die Liebe Gottes und Geduld Christi mir dabei vor Augen gehalten? — Welche Strafmittel habe ich als die reichlichsten erlunden?
- 16) Hab' ich die folgameren und fernbegierigern Kindern nicht zu viel vorgelesen, und die Unartigen nicht in unermüßter Wachlsucht zu sehr zurückgesetzt und vernachlässigt?
- 17) Hab' ich bei Kindern das Gefühl des Dankes für die Liebe des himmlischen Vaters und ihres treuen Heilandes zu erwecken gesucht, und daß sie aus Dankbarkeit gegen ihn, nicht bloß aus Furcht vor Strafe, trachten müssen, das Böse zu hassen und zu lassen, das Gute zu lieben und zu üben?
- 18) Hab' ich bei den passenden Gelegenheiten sie hingewiesen auf die Nothwendigkeit eines herzlichsten Bittens um solches Hassen der Sünde, und solche Liebe zum Herrn und seinen Geboten?
- 19) Hab' ich aber auch für mich selbst kindlich und anhaltend gebeten um diese täglich nothwendige Reinigung und Heiligung des Herzens?
- 20) Hab' ich, (wenn ohne Gefälligkeit), auch die kleineren Kinder nicht verläumt über dem Unterrichten der größeren, und bin ich nicht bloß Lehrerin, sondern auch mütterliche Erzieherin gewesen?
- 21) Hab' ich nicht verläumt, wenn ich während des Unterrichts erwünschte Unarten bei Kindern bemerke, sondern den Unterricht zu unterbrechen, und die Unarten zu streifen, oder habe ich das Unterrichten dem Erzählen so vorgezogen, daß ich ungehörig fortunterrichtete, ohne nur zu den Unarten sauer zu sein?
- 22) Hab' ich, (wenn eine Gefälligkeit mir zur Seite), auf meine Gefälligkeit geachtet, daß sie ihre Pflichten gegen die ihr anvertrauten kleineren Kinder erfülle, und sich vorzugsweise ihrer Erziehung hingabe?
- 23) Hab' ich dies gethan ohne Herrschacht und Tadelstucht, und mich auch sonst freundlich und schweherlich gegen sie betragen mit Verfolgung der Ermahnung Pauli: Durch Demuth schiedt euch unter einander Einer den Andern höher als sich selbst? (Phil. 2, 3. Pl. 141, 5. Spr. 9, 8.)
- 24) Wenn heute etwas in der Schule nicht gut ging, woran lag die Schuld? Ob nicht an mir?
- 25) Hab' ich mich um die Kinder bekümmert, wie sie sich zu Hause betragen gegen die Aeltern, Geschwister u. s. w., wie die Aeltern sie pflügen und erziehen, und daß ich, wenigstens am Sonntage, ein oder mehrere Häuser meiner Kinder besuche?
- 26) Gehe ich am ersten und liebsten zu den ärmsten und un- wissendsten Aeltern, und wo die Kinder am meisten vernachlässigt werden, und suche ich liebevoll die Aeltern auf ihre Fehler in der leiblichen und geistigen Erziehung der Kinder aufmerksam zu machen, und auf das Gute, was auch für sie Noth thut? Oder gehe ich lieber und öfter zu den wohlhabenden und angeesehenen Aeltern, wo ich mehr Ehre und and'res Irdische erhalte?
- 27) Besuche ich fleißig die Kinder und ihre Aeltern in Krankheit, und weise ich sie dann auch zum Seelenarzt hin?
- 28) Hab' ich die Stunden nach der Schule gewissenhaft angewandt für meine häuslichen Bedürfnisse, für meine Vorbereitung zur Schule, und für meine Hergensbesserung?
- 29) Hab' ich heute in meinem Thun und Lassen keinen Anstoß gegeben, weder den Kindern, noch Andern, und durch mein Exempel ebenso zu wirken gesucht, wie durch mein Wort?
- 30) Hab' ich den letzten Sonntag ganz als den Tag des Herrn, ausschließlich in seinem Dienste zugebracht? (Jer. 58, 13, 14.)

Hab' ich mich vor dem Gottesdienste auf diesen vorbereitet durch stille Sammlung des Gemüths, und Zurückziehen von den irdischen Sorgen, durch Selbstprüfung, Flehen in der Schrift, Gebet u. s. w.

- 31) Hab' ich dem Gottesdienste, so oft ich konnte, heilsbegierig beizugehört, und das Gehörte ernstlich in Bezug auf mich im Herzen bewegt? Hab' ich den Gottesdienst selbst dann nicht verläumt, wenn der Prediger nicht nach meinem Geschmack war, sondern bin ich im Heberjam des Glaubens (Hebr. 10, 24, 25.) und nach Jesu Vorbild (Luc. 4, 16; 2, 49.) in Gottes Haus gegangen, des Stands nach seiner Verbeugung gemüth? (2. Mol. 20, 24.; Matth. 18, 20.; Pl. 84, 2, 3.; Pl. 26, 6—8.) Hab' ich das h. Abendmahl fleißig und würdig zu genessen gesucht?

Abb. 4: Auszug aus den „Selbstprüfungs-Fragen für Kleinkinderlehrerinnen“ (Fliedner 1862: 268-271).

Werke, Erzählung moralischer Geschichten und Sprechübungen“ (Fliedner 1862: 261). Mit einem Gesang und einem kurzen Gebet endete der Unterricht. Anhand von „Selbstprüfungs-Fragen“ (Abbildung 4) sollten Kleinkinderlehrerinnen zudem „wöchentlich wenigstens einmal“ Rechenschaft ablegen und sich prüfen, „ob sie die Pflichten ihres Berufs gewissenhaft in Bezug auf sich und ihre Kinder erfüllt haben“.

In den Jahresberichten wurden meist nur die Höhepunkte des Jahres wiedergegeben. Das Weihnachtsfest galt immer als das wichtigste Ereignis am Kindergarten:

Am 23. Dezember war wieder wie im vorigen Jahre die Bescheerung [sic]. Im Ganzen waren 51 Kinder versammelt, aus der Kleinkinderschule, der Sonntagsschule und aus unserm Hause. Nachdem Herr Pastor die Weihnachtsgeschichte gelesen und ein Gebet gesprochen hatte, fragte ich den Kleinen das eben Verlesene ab, dazwischen sangen sie die dazu passenden Weihnachtsliedchen. Die kindlichen Antworten machten Allen Freude, und ich war glücklich in dem Bewusstsein, dass die Kinder es fühlten und glaubten, dass das Jesuskind ihr Heiland ist, und dass sie ihn von Herzen lieb haben. Nach dem Liede: „Freudig fallen wir nun nieder“ wurden die Geschenke ausgeteilt. Das war ein Jubel und eine Freude! Ein kleines Judenmädchen fing gleich an, ihre Puppe in den Schlaf zu singen. Fast alle Eltern der Kinder waren zugegen, sie schienen dankbar und zufrieden zu sein (BDS IX: 24).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sich der Missionierungsversuch am Kindergarten, die „Erziehung zur Gottesfurcht“ (Funke 2001: 98), ganz nach der Fliednerschen Unterrichtsmethodik richtete. Kleinen Kindern wurden biblische Geschichten erzählt, sie lernten Bibelsprüche auswendig, sangen religiöse Lieder und feierten christliche Feste. Damit wurde den Kindern auch ein religiöser Tages- und Jahresablauf beigebracht, den sie später übernehmen und weitergeben sollten.

### *Fazit*

1857 betete eine Diakonisse im Deutschen Evangelischen Krankenhaus in Konstantinopel, dass der „große Herr und Heiland“ helfen wolle, „dass viele Kirchen erbaut werden! O dass auch in allen Moscheen sein Lob ertönte, und die Muselmänner ihren Heiland erkannten!“ (BDS III: 57). Sie war überzeugt, dass mithilfe der Kaiserswerther Orientarbeit erstmals in der langen Geschichte des Osmanischen Reiches die evangelische Missionierung des Morgenlandes funktionieren würde. Doch die optimistischen Wünsche und Prophezeiungen erfüllten sich nicht. Die „Segensspuren“ dieser „selbstlosen, treuen, hingebenden Arbeit“ drangen nicht so tief „in die verschlossene, geheimnisvolle Welt des Ostens“ ein, wie es Disselhoff 1886 noch glaubte (Disselhoff 1886: 105). Auf der Kaiserswerther Orientkonferenz von 1914 hielten die Diakonissen resigniert fest, „wie trotzig [...] die Burg des Islam noch dasteht und wie wir mit unserer eigenen Macht sie nicht zu Fall bringen“ (DDB 1914: 2). Auch nach 63 Jahren permanenter Präsenz

im Nahen Osten war es den Diakonissen nicht gelungen, große missionarische Erfolge zu erzielen. Trotzdem wollten sie nicht aufgeben: „Fürwahr es gilt nicht müde werden in der Arbeit der Liebe und sich füllen lassen mit der Gewissheit des Glaubens: der Herr wird dennoch siegen“ (DDB 1914: 2). Die evangelische Gemeinde in Konstantinopel war keinesfalls enttäuscht von der Diakonissenarbeit. 1918 schrieb der Gemeindepfarrer, Siegfried Graf von Lüttichau (1906-1919), dass die „Welt Mohammeds“ nicht wisse, „was Liebe ist“ (Lüttichau 1918: 21). Nicht eher würden „die blutenden Wunden des Orients heilen, als bis Jesus Christus als der Gekreuzigte, als der Versöhner und Heiland, auch dem Orient in Herrlichkeit erschienen“ sei (ebenda). Nach seiner Erfahrung und innerlichen Überzeugung gebe es nichts, „was Ihm [Jesus] in dem Maße die Wege ebnen könnte, als der Dienst der Schwestern“ (ebenda).

Julius Richter verfasste 1930 eine im Kontext des evangelischen Missionierungsversuchs im Orient häufig zitierte *Allgemeine Evangelische Missionsgeschichte*, deren zweiter Band sich auf die Mission und Evangelisierung im Orient konzentrierte (Richter 1930). Als Verfechter der evangelischen Mission nahm er zum Vorwurf Stellung, dass die „Mohammedanermision“ bisher stets erfolglos gewesen sei und es auch bleiben werde (hier und im Folgenden: Richter 1930: 24). Er erwiderte, dass trotz des Misserfolgs im Morgenland der „Gottesauftrag an die gesamte Menschheit“ gehe. Angesichts dieses klaren Auftrags sei die Frage nach Erfolg oder Misserfolg „kein anzuerkennender Maßstab“. Außerdem gebe es durchaus Erfolge, nur dürften diese nicht publik gemacht werden, da Konvertiten im Islam mit dem Tod bestraft würden. Gerade die evangelische Tätigkeit in den Krankenhäusern sei „das Rückgrat der [missionarischen] Arbeit“ (Richter 1930: 26): „Meist hat es sich empfohlen, mehr Missionsschwestern als Männer in die Arbeit zu stellen, weil diese weniger den Fanatismus erregen; sie gelten als quantité négligeable, über die man hinwegsieht“ (ebenda). Der eigentliche Grund, warum die Missionierung des Orients aber nicht aufhören dürfe, sei, dass der ganze Nahe Osten „altes Kirchengebiet“ sei, „das der Islam der Christenheit entrissen“ habe (Richter 1930: 25). Es wäre „ein seltsames Ansinnen, dass die Christenheit dauernd darauf verzichten“ solle, „diese Gebiete mit den Waffen des Glaubens und der Liebe wiederzuerobern“ (ebenda). Richter argumentierte 1930 mit den gleichen Erklärungsstrukturen wie die Missionare des 19. Jahrhunderts.<sup>31</sup>

Festzuhalten bleibt, dass die evangelische Missionierung sowohl in Konstantinopel als auch in den osmanischen Provinzen ein Versuch blieb und keine tiefgreifenden Veränderungen hervorbringen konnte, was auch Kieser bestätigt (Kie-

<sup>31</sup> Auch das American Board hielt trotz den Erschütterungen des Ersten Weltkriegs an seinen Zielen fest. Im 112. Jahresbericht von 1923(?) nahmen die Missionare zu jüngsten politischen Entwicklungen Stellung, wobei sie deutlich machten, dass es für das „Nah-Ost-Problem“ nur eine Lösung gebe: „The Near Eastern Problem can not permanently be solved by armies or treaties; the ultimate solution lies only in the evangelization of the Turkish people“ (Turan 1999: 207 [Fußnote 22]).



ser 2000: 49-50). Oder mit Richters Worten ausgedrückt: Der Islam hatte sich zur Abwehr der Evangelisierung „geradezu mit einem Stachelpanzer gerüstet“ (Richter 1930: 26). Der Behauptung der türkischen Historikerin Ayten Sezer, wonach die missionarischen Tätigkeiten im 19. Jahrhundert ohne Zweifel einer der wichtigen Faktoren für den Untergang des Osmanischen Reiches gewesen seien (Sezer 1999: 181)<sup>32</sup>, stimme ich nicht zu. Allein der offensichtliche Misserfolg der evangelischen (aber auch katholischen) Missionen sowohl bei Muslimen und Juden (Kalderon 1992: 107)<sup>33</sup>, als auch bei orientalischen Christen widerspricht Sezers These.

Fuhrmann führt für das Scheitern der Evangelisierung des Orients drei Gründe auf. Erstens dürfte die Todesstrafe einige Konversions-Kandidaten abgeschreckt haben.<sup>34</sup> Zweitens war der Sultan, der sich gleichzeitig als Stellvertreter des Propheten Muhammads (Kalif) verstand, an einer starken religiösen Legitimationsbasis interessiert. Und drittens war die Religion im Osmanischen Reich keine Privatsache, sondern das „Identitätsmerkmal einer sozialen Gruppe“ (Fuhrmann 2006: 112). Die Abwerbung von Mitgliedern einer solchen Einheit wurde als „Angriff auf die Existenz dieser Gruppe“ (ebenda) verstanden und konnte heftige Reaktionen zur Folge haben. Auch Kieser betont, dass die 1856 im *Hatt-ı Hümayun* verkündete Religionsfreiheit stark eingeschränkt war (hier und im Folgenden: Kieser 2000: 60). So führt er das Beispiel von zwei englischen Missionaren der Church Missionary Society auf, die 1864 mit mehreren Konvertiten verhaftet wurden. „[A]llen Prinzipienerklärungen zum Trotz“ wurde die Missionierung vom sich religiös legitimierenden osmanischen Staat „als tiefgreifende Machtgefährdung“ betrachtet. Das „freiwillige Verlassen“ der islamischen Gemeinde durch Konversion „stellte das Konzept in Frage“ und galt traditionell „als todeswürdiger Verrat“. Daran hätten auch die Reformerlande der Tanzimat-Zeit wenig geändert.

<sup>32</sup> „Osmanlı’nın bu geri kalışında pek çok faktörden söz etmek mümkün ise de, yıkılışında rol oynayan etkenlerden birisi, hiç şüphe yok ki misiyonerlik faaliyetleridir.“

<sup>33</sup> „Taking into account the greatly weakened state of the Jewish community during this period, it can be said the Jews withstood evangelical aggressions in a remarkable manner.“

<sup>34</sup> Kalderon betont zudem, dass unter den Türken eine drastische Opposition gegen Apostasie vorgeherrscht habe (Kalderon 1992: 102).

